

71

Das gelobte Land.

Eine Erzählung aus dem Bornholmer Nordland
von Martin Andersen Nexø.

Drinnen im Kofen lag Hans Kämpfe wie eine große, unbewegliche Masse. Sie mußten seinen Mund öffnen und ihm die Nahrung einslöhen, seine Glieder waren wie Blei, tot fielen sie aufs Bett zurück und blieben liegen, bis man ihre Lage veränderte. Der Mund war stumm. Nur das stolpernde Ticken des Herzens berriet etwas Leben, das vom Unglück nicht erreicht worden war.

Jeden Augenblick schlichen die Kinder aus ihrem Spielwinkel hervor und guckten nach dem Vater. „Ist er jetzt tot?“ fragten sie den Alten.

Großvater wankte hin und legte die Hand auf die Brust des Sohnes. „Nein . . . ich fühle, wie das Herz arbeitet.“

„Warum richtet er sich dann nicht auf und sagt etwas?“ „Weil sein Wesen noch im Todesreich ist; aber vielleicht kehrt es in den Körper zurück.“

Die Frau war auf Arbeit; sobald sie die Morgenhantierung beendet hatte, mußte sie fort und kam erst am Abend wieder. Alle Kinder, außer den beiden kleinsten, waren bei Bauern des Aderlandes bedienstet; und Großvater saß vom Morgen bis zum Abend da und strickte. Auf die Weise hielt die Familie dem Hause die Not fern.

Von seinem Strohstuhl aus lauschte der Alte nach Lebenszeichen des Sohnes und mahnte die Kleinen zur Ruhe, wenn sie den Druck vergaßen und gar zu laut lärmten. „Wir müssen still sein,“ flüsterte er, „sonst verschrecken wir die Kräfte.“

„Wo sind denn die Kräfte?“

„Die arbeiten im Verborgenen und sind leicht zu vertreiben. Wollt ihr nachsehen, ob Vater sich bewegt hat?“

Und am Abend hastete die Frau in die Stube. „Hat er sich bewegt?“ fragte sie mit starren Augen.

Eines Tages zerbrach eine der schweren Fesseln, Hans Kämpfe bewegte sich im Bett. Als die Kleinen zu ihm hinkamen, hielt er das Gesicht über den Bettrand vorgebeugt und starrte in die Stube. So lag er in der nächsten Zeit stumm da und verfolgte ihr Spiel und den Fleiß des Alten. Die Kinder wurden bald vertraut mit seinen guten, geduldigen Augen und kamen aller Augenblicke hervor und schauten hinein. Sie begannen, in diesen verschleierten Blick, der nichts anderes spiegelte als ihre eigenen Bilder, hineinzuplausen, und da sie keine Antwort erhielten, gingen sie enttäuscht in ihren Winkel zurück.

In dieser Lage blieb er am längsten, so lange, daß die Seinen glaubten, so würden sie ihn behalten. Aber der Arzt wagte noch nichts zu sagen, und draußen auf dem Felsenjaum blieb der Tod sitzen. „Er gleicht einem allzu klugen Vogel,“ meinte Großvater zu den Kindern, „aber er hat die Flügel ein bißchen gelüftet.“

Eines Tages aber schüttelte Hans Kämpfe die letzte Fessel von sich ab und erwachte. „Marie,“ rief er schwach; die Kleinen verloren vor Schreck ihr Spielzeug.

„Marie ist auf Arbeit,“ sagte der alte Ole und kam ans Bett. „Kann ich Dir mit etwas helfen?“

„Sind wir jetzt auf dem Aderland?“ fragte Hans matt. „Nein, wir sind in den Felsen wie früher. Aber Du lebst — das ist doch das Wichtigste.“

„Ist heute ein Umschlag im Wetter?“ „Wir sind weit im Frühjahr drin, Sohn . . . Du hast zwei Monate lang dagelegen.“

Hans Kämpfe senfte tief. „Und wie habt Ihr in all der Zeit zu essen gekriegt?“ fragte er ängstlich.

„O, wir haben einander aufs beste geholfen. Und Deine Kameraden sind gut zu uns gewesen.“

„Habt Ihr Euch gar nicht an die Gemeinde gewandt?“ „Keinen Dere Armenunterstützung haben wir bekommen, Du kannst ganz unbesorgt sein.“

Den Sohn beruhigte diese Antwort, und er schlummerte ein.

Die Kleinen kamen unter der Bank hervorgekrochen, der Schreck saß noch in ihnen. „Ist Vater nun tot?“ fragten sie.

„Nein, jetzt ist er wieder lebendig geworden,“ flüsterte der Großvater. „Geht hinaus, dann werdet Ihr sehen, daß der grane Mann fortgeflogen ist.“

Sie schlichen hinaus — ja, die Sonne schien über dem Felsenrand bis auf die Türschwelle hinab. Dann saßen sie einander bei der Hand und trabten den Pfad hinauf, um der Mutter entgegenzugehen und ihr das Ereignis zu erzählen. „Wir gehen bis zum Hof hin,“ sagten sie, „dann bekommen wir vielleicht etwas zu essen.“ Sie waren in der letzten Zeit bleich und dünn geworden.

V.

Am Sonntag kam Janus Köller wie gewöhnlich und brachte das, was die Arbeiter bei der Lohnzahlung am Sonntagabend gesammelt hatten.

„Biel ist es ja nicht,“ sagte er und legte zwei Kronen auf den Tisch. „Du weißt selber, wie knapp unser Verdienst ist. Aber der Wille ist gut. Und Gott sei Dank, daß du jetzt wieder Mensch bist; es war häßlich anzusehen, wie Du da so lagst und von nichts wußtest.“

„Mir ging es ganz gut,“ antwortete Hans, „biel besser als jetzt, wo die Schmerzen zu spüren sind. Ich hing bloß im Nebel und zankte mich mit einem unsichtbaren Wesen um Niels Möllers Haus da unten bei der Kirche. Das schlimmste war, daß ich keinen festen Boden unter mir fühlte — aber Schmerzen hab ich nicht gespürt.“

„Das ist ja merkwürdig,“ sagte Janus, „denn Niels Möller bietet gerade sein Haus zum Verkauf aus.“

Der alte Ole nickte: „Da, wo Hans gewesen ist, weiß man ebensoviele wie hier — und noch etwas mehr.“

„Ihr habt ja immer in dem Ruf gestanden, mehr zu sehen als andere; aber in die Zukunft kannst Du doch nicht sehen, Du, Ole — so klug Du auch bist,“ sagte Janus.

„Ich sehe jetzt weiter als damals, als ich noch meine Augen hatte; aber klug ist wohl nur der, der den Dingen Zeit läßt, sich zu vollenden. Wir kommen dahin, wohin wir kommen sollen, mögen wir uns nun so oder so verhalten. . . . Ich denke, Hans ist jetzt so klug geworden, daß er das einseht.“

„Ich wünschte bloß, ich könnte mich wieder rühren und wäre wieder oben im Steinbruch,“ entgegnete der Sohn.

Janus hatte von seiner Frau Bohnen und etwas Weißbrot mitbekommen und Marie kochte Kaffee. „Jetzt sollten die Kinder nach Hause kommen und sehen, was für Fortschritte Vater macht,“ sagte sie, als sie mit Janus am Kaffeetisch saß. Zum erstenmal seit langer Zeit sah sie wieder aufgeräumt aus.

„Fortschritte, jawohl!“ erwiderte der Mann. „Ein armer Krüppel — was anderes wird nicht aus mir werden.“

Man konnte es Janus ansehen, daß er das, was er eigentlich auf dem Herzen trug, immer noch zurückhielt. Der redselige kleine Mann machte nach wie vor einen geheimnisvollen Eindruck. Die anderen wußten, daß es sich um etwas handeln müsse, das von Wichtigkeit für sie sei; sonst hätte Janus nicht so lange hinterm Berge damit gehalten.

„Es ist übrigens wunderbar, bis wie weit Dein Unglück bekannt geworden ist — bis übers Wasser hin!“ rief er plötzlich im Anschluß an die letzte traurige Bemerkung seines Arbeitsgefährten.

Hans Kämpfe sah ihn an. „Was ist denn nur los?“ fragte er unruhig.

„Ich dachte, Ihr hättet schon von dem Brief gehört, den der Aufseher von oben her bekommen hat? Man hat ihm vorgeworfen, daß er keinen Bericht über Deinen Unglücksfall eingesandt hat. Die Behörde hat wohl Weisheit verlangt.“

„Was kann das nur sein?“ fragte die Frau ängstlich. „Es kann doch keine Strafe darauf stehen, wenn man zu Schaden kommt?“

„Vielleicht will der Besitzer des Steinbruchs Schadenersatz von Hans verlangen für die Gegenstände, die beim Sprengen zerstört worden sind,“ sagte der alte Ole.

„So etwas hab ich mir auch gedacht,“ erwiderte Janus, „und es machte mir deshalb auch keinen Spaß, es Euch zu er-

zählen. Aber Mutter meinte, ich wäre es dem Hans als allem Arbeitsgefährten schuldig."

"Was kann es nur sein?" wiederholte die Frau erschrocken. "Ach, alles was den armen Mann trifft, ist ja verkehrt," rief Hans trotzig vom Bett aus.

Janus schaute aus dem Fenster. "Da haben wir den Schulzen," sagte er feierlich. Alle schwiegen; niemand dachte daran zu antworten, als es klopfte.

"Guten Tag," sagte der Schulze und blickte sich in der niedrigen Stube um, "na, wie steht es denn hier? Ich höre, Hans hat das ärgste überstanden."

Der alte Ole hatte sich erhoben. "Ich weiß nicht, was Du hier oben in den Felsen suchst, Aders Olsen? Aber wenn Du herkommst, um uns noch mehr Unglück zu bringen, dann hättest Du Deinen Gang noch etwas aufschieben können."

"Ich hoffe nicht, daß ich Euch Unglück bringe," erwiderte der Schulze. "Ob es Glück sein wird, muß ja die Zeit lehren. Die Sache ist die, daß ein neues Gesetz über Unglücksfälle bei der Arbeit erlassen worden ist, und da . . ."

"Es ist strafbar geworden, zu verunglücken," sagte Janus und nickte — er hatte es ja gleich gesagt!

"Nein, so schlimm ist's ja nun doch nicht. Aber die Gesetzgeber haben sich gedacht, daß der arme Mann, der bei der Arbeit zu Schaden kommt, eine Entschädigung verdient, — und nun bin ich ersucht worden, von Dir, Hans Kämpfe, eine Erklärung entgegenzunehmen. Bei der Sache scheint etwas versehen worden zu sein; man hat wohl verjäumt, einen Bericht einzufenden."

Hans Kämpfe hatte sich auf den Ellenbogen gestützt: "Ein neues Gesetz . . . und das sollte auch für den Armen gelten — hier oben in den Felsen?"

"Ja, natürlich — das Gesetz ist wohl für alle gleich!"

Der Kranke begann zu lachen. "Noch nie hat jemand für uns hier oben mit unserm Fluch einen guten Gedanken übrig gehabt," sagte er ungläubig, aber seine Augen brannten wie im Fieber; die Botschaft arbeitete trotzdem in ihm.

Lange nachdem der Schulze und Janus fortgegangen waren, redete man immer noch hin und her über die sonderbare Wendung, die die Dinge zu nehmen drohten.

"Du sollst sehen, es ist nichts als Hinterlist," sagte die Frau. "Er hat Dich nur verleiten wollen, alles zu bekennen."

"Es ist ja gar nichts zu bekennen," sagte Hans hell. "Du bist auch immer zu mißtrauisch."

"Nicht? Glaubst Du etwa, die Behörde kümmerte sich in guter Absicht um die Angelegenheiten der Armen? Ihr werdet sehen, daß ich recht habe."

Aber der Großvater wagte es, für den Schulzen einzutreten, es seien doch auch schon früher sonderbare Dinge auf Erden vorgefallen. Hans dachte wie der Vater aber mit den Gründen haberte es, und seine frohen Ahnungen konnte er den anderen nicht anvertrauen. So schwieg er denn, und man ging zu Bett.

Aus der Ferne aber brauste es den Leuten in der niedrigen Stube so wunderbarlich in die Ohren. Ihre kleine Welt hatte ein Loch bekommen, und weit drüben im Nebel sah eine unsichtbare Macht und gedachte der Armen hoch oben in der Bornholmer Nordlandsheide und entschied, daß ein Mann Geld bekommen sollte, weil er bei seiner Arbeit verunglückt sei! Es war so sonderbar, daß man es wirklich nur schwer glauben konnte, — eine neue Gerechtigkeit mußte auf Erden ihren Einzug gehalten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Monte Carlo.

Von Sigbjörn Obstfelder.

(Verächtigte Uebersetzung.)

Monte Carlo!

Monte Carlo mit Palmen und Zypressen! Unter dem elektrischen Lichte steigt es empor vom Strande, wo das Mittelmeer in tiefer Finsternis murmelnd rollt, steigt in prachtvollen Terrassen zum Kasino hinan, wo das Gold rollt, bald leise gedämpft, bald in wilder Leidenschaft.

Monte Carlo mit den feinsten Hotels der Welt und ihrer kostbarsten Seide! Monte Carlo mit dem Revierahotel, ein Eden in Stein, eine Feuergirlande über dem Meere, eine Grotte Nubdins mitten im warmen Dunkel.

Monte Carlo, wo der Plebs in Bann erklärt ist, wo die Fürsten sich mit Fälschern begegnen, wo die Prinzessinnen über-

strahlt werden von Abenteuerinnen aus Wien und Brüssel, aus Europas hundertten schwer duftenden Boudoirs.

Ist die Luft irgendwo so herrlich wie hier? Man schwebt dahin, fühlt die Wangen sich röten und wird berauscht ohne Wein. Ist die Luft irgendwo noch so leicht, so leuchtend und so voll dahinsiegelnden Duftes? Vom Mittelmeer kommt er her, schmiegt sich durch Rosen und Orangenbäume. Ein klein winziger Tropfen Parfüms tut gut, denkt er, und listet sich dahin über Glacéhandschuhe und zwischen Spitzenkränzen.

Hier tritt man auf die Erde, wie auf schwere persische Teppiche. Jeder küßt weiße Damenschuhe die Terrassen, und die Herrenschuhe sind grün und gelb, denn hier ist es nie Winter.

Von dem großen Café her haucht das Zigeunerorchester seine heißen Rhythmen aus. Diese süßen Töne des Kontinents, die von Ort zu Ort zogen, haben etwas von Wien angenommen und von München und von Paris, haben sich über gepuderte Brüste gewiegt und sind auf schminkroten Lippen erstorben.

Und Fürsten und Lords und Abenteurer — heute Millionäre, morgen ins Pfandhaus wandernd — speisen ihr Beef mit silbernen Gabeln, ein Beef zu zehn Frank und die Kartoffel zu zwei Frank. Die Bank ist in der Nähe, die Goldgrube.

Die leidenschaftlichen Rhythmen des Zigeunerorchesters gleiten hin über die sapphitische Wange des Weichhaarigen, während die beringte, blendende Hand seiner Dame die Goldstücke in der Tasche leidenschaftlich preßt, im Takte des Czardas, im Takte der Volero.

Wenn sie dann fortgehen, folgt ihnen in zehn Schritten Entfernung — in der warmen Finsternis — ein eleganter junger Herr und starrt und starrt — auf die Tasche der Dame.

Die Kellner verbeugen sich. Mit regungslosem Gesicht. Sie haben so viel gesehen. Aber in aller Diskretion. Und sie beugen das Gesicht, diese Pergamentrolle, vor dem Grafen aus altem Geschlecht, vor dem Spekulanten, vor dem Fälscher — gleich höflich — für die Prinzessin, für die Kofotte — gleich tief. Denn was ist der Unterschied? Hat der Kellner nicht recht? Was ist der Unterschied?

Aber zwischen all diesem Geld, zwischen all diesen weißen Krawatten, zwischen Seide und duftenden Beafs, gehen die rotberockten Zigeuner mit ihrem Silberteller einher und — betteln.

Die weißen Mauern des Kasinos leuchten. Dort drin ist es! Dort ist der grüne Altar, wo das Feuer nie verlöscht, das Goldfeuer. Ist! Stille rings um den Tempel! Silence!

Nur das Geld darf sprechen. Keine scharfen Bewegungen. Keine leidenschaftlichen Blicke! Nur die Augen, die Augen, die Augen dürfen ihm folgen — dem Geld! dem Geld! dem Geld!

Und beginnt irgend eines Mannes oder Weibes Herz zu pochen, seine Hände zu beben, dann komme du, mein Tempeldiener, und verbeuge dich und führe ihn oder sie hinaus aus meinen Hallen!

So befiehlt der Gott dieses Tempels.

Und wünscht ein Er oder eine Sie mir das Leben zu opfern, sein heißes Blut, da kann er oder sie es in Stille vollführen, in aller Diskretion und am liebsten außerhalb dieser Hallen, in einem Parkwinkel.

So befiehlt der Gott des Tempels. —

Seht die rastlosen Hände! Hände aller Nationen, aller Temperamente, wohlgepflegt und samtweich, adelige, lange, schmale Hände und nervöse, magere, blauaderige und schwellende Hände mit Diamanten auf dem weißen Fett. Hört diese stille Messe, den Gottesdienst, den Harfenklang der Goldstücke, das Flüstern der Seidenröde, das Trommeln der Manschetten! Gewahrt du den Aether, der sich durch den Saal wagt; gewahrt du ihn? So giftig leicht, wie der Hauch eines Tabernakels, das ohne Feuer versengt.

Aber sieh! Dort, zwischen den Händen, zwischen den grünen Altären! Siehst du es nicht? Es wächst, reckt sich immer höher und höher auf. Starrt mit Feueraugen auf die Hände.

Es wächst, es wächst über die Saalbede hinaus, über das Dach, über Monte Carlo und hin über den Golf — den herrlichen — und über Europa und über Amerika, und starrt und starrt . . . Der Rammon . . .

Das Mittelmeer kannte ihn.

Das Meer liegt in tiefer Finsternis da und flüstert den Zypressen zu:

Ich kenne ihn. Ich hab ihn schon in früheren Zeiten gesehen. Ich hab ihn vor tausend Jahren in Syrien gesehen und sah ihn dann wieder in Alexandria. In Athen sah ich ihn auch. Er stirbt und ersticht an einem anderen Orte wieder.

Ich habe blinkende Speere von Rom nach Karthago getragen, brachte Purpur und Samt nach Venedig; Flüsse aus Genua birgt mein Tang. Ich habe Paulus über meine Wellen getragen. Er hatte eine Papierrolle unter dem Arme.

Ja, ich habe gewaltige Reiche sinken gesehen und Tempel habe ich zusammenstürzen gesehen, Tempel auf Tempel. Auch dieses Reich dort oben wird versinken, auch dieser Tempel dort auf dem Hügel wird zusammenstürzen. Und es wird hier wieder stille werden. Und wir werden allein sein, ich und ihr, Palmen, Zypressen, Orangen! —

Ist! Ein Leuchten! Eine Lokomotive. Der letzte Luxuszug nach Nizza. Fürsten und Dirnen. Seide und Diamanten. Nun-

ahn hinter der Schminke. Gezwungenes Lächeln. Sinkende Köpfe. Verleiden.

Dort oben der Mammon.

Und tief unten, tief unten aber das Meer. Es wartet, es wartet . . .

Die Entwicklung des Musikluftspiels.

I.

Wie das weltliche Drama langsam erblühte aus den geistlichen Mysterienspielen und den groß-irdischen Stegreifspielen, so kam die moderne komische Oper von den volkstümlichen, für bestimmte Gelegenheiten berechneten Singspielen her. Die drei Klassiker des deutschen Singspiels sind somit historisch als die Väter und Begründer der komischen Oper und des späteren musikalischen Lustspiels zu begrüßen, das in dem großartig umfassenden, tragikomischen, symbolischen Sitten- und Kulturpiegel Wagners, in den „Meistersingern“ seinen denkbar möglichen und herrlichen Gipfelpunkt erreichen sollte. Am Fuße dieses Gipfels standen bescheidenlich und dürftig im Wollen und Vollbringen (nach dem Maßstab unserer Zeit!) drei kleine deutsche Meisterlein: Johann Adam Hiller (1729—1804), Ditters v. Dittersdorf (1739—1799) und Johann Schenk (1753—1838). Und doch trotz der Kleinheit ihrer musikalischen Erfindung, trotz der Raivität ihrer Technik: sie waren Bahnbrecher und Wegweiser deutscher Tonkunst an einer wichtigen Grenzseide! Sie leiteten — dabei von dem überlegeneren Geiste Mozarts unbewußt geführt — die Rückkehr der in die italienische opera buffa und die französische opéra comique gespaltenen dramatischen Musik zur nationalen Ausdrucksweise, zur echt deutschen Schlichtheit und ungekünstelten Großartigkeit ein. Sie mieden weichen Schnörkelkram, pflanzten das gemiltvolle deutsche Lied in die Oper, behandelten in ihren Singspielen — die man heute vielleicht „Operetten“ nennen würde — Zeitereignisse und stellten Figuren aus dem Volke bewußt auf die Bühne. Hillers Prinzip dabei war, daß nur Leute aus dem Volke schlicht liebend singen könnten, während man Standespersonen kunstvoll gebredelte Arien in den Mund legen dürfe! Die Wieder der Hillerschen Operetten bilden übrigens den Ausgangspunkt der Hochblüte des deutschen Liedes und haben Goethe zu seinen volkstümlichen lyrischen Gedichten angeregt. Von den vielen Hillerschen Singspielen, die sämtlich in Leipzig das Lebenslicht erblinden, haben sich über die Lebenszeit des Komponisten hinaus nur erhalten „Der Dorfbarbier“ und „Die Jagd“ (1830 von Lortzing neu bearbeitet).

Die komischen Opern des Wiener Bischoflichen Kapellmeisters Dittersdorf — es waren „Doktor und Apotheker“, „Betrug durch Aberglauben“, „Liebe im Karrenhaus“, „Hieronimus Knicker“, „Kolläpchen“ — zeichneten sich durch frische, natürlich fließende, wenn auch nicht eben bedeutende Erfindung und durch gesunde, volkstümlichen Humor aus. Sie wurden durch Mozarts Meisteropern in Schatten gestellt, doch hat sich sein „Doktor und Apotheker“ bis auf den heutigen Tag erhalten. Der populärste der drei war der Wiener Schenk, der heimliche Harmonielehrer Beethovens. (Er arbeitete hinter Haydns Rücken bei Schenk, dem geehrten Komponisten des „Dorfbarbier“, und ging mit dem von Schenk bereits korrigierten Arbeiten zu Haydn.) Er lebte und starb als ein echter Musikproletarier der Feudalzeit in erbärmlichen Verhältnissen und hinterließ eine große Reihe Singspiele, die mit sanftem Humor gesellschaftliche, kalendrarische oder politische Zeitvorgänge musikalisch begleiteten, wie „Die Weinlese“, „Weihnacht auf dem Lande“, „Im Finstern ist nicht tappen“, „Das unvermutete Seefest“, „Der Erntekranz“, ebenfalls ein „Dorfbarbier“, „Die Jagd“, „Der Bettelstudent“, „Der Faßbinder“. Der „Dorfbarbier“ war wegen seiner schlagfertigen, knappen, musikalisch gut gewürzten Komik jahrzehntelang ein Zuglück an allen größeren Bühnen Deutschlands und Oesterreichs. Leider wollte auch Schenk über die Grenzen seiner ihm von Natur gesteckten Begabung hinaus. Der hochfliegende Plan, eine patriotische Oper im Stile Glucks zu schreiben, verwirrte vorübergehend seinen Geist und endete mit dem Verzicht auf alles weitere Komponieren.

Was in mehrtaftender und naiver, wie bewußt künstlerischer Weise die Väter des deutschen Singspiels vorbereitet hatten, führte Albert Lortzing, den man heute in Berlin einen „Vorstadtkomponisten“ nennt, mit sicherer Meisterhand zur Vollendung. Auf dem Grab des Klassikers der deutschen komischen Volksoper im Sophienkirchhof zu Berlin steht die Inschrift:

Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid
Sein Loben Kampf mit Not und Reid:
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus, sein Lied tönt fort.

Wahrlich, wenn einer das legitime Elend des deutschen schaffenden Musikers bis zur letzten Reize ausgelostet hat, so war es Albert Lortzing. Er hat dreißig Jahre lang das dornenreiche, mühselige Leben eines von Engagement zu Engagement wandernden Stadttheater-Kapellmeisters geführt, er hat unserem Volk neben einer großen Zahl köstlicher Volkslieder, Singspiele

und komischer Opern als sein eigener Dichterkomponist die fünf prächtigen Meisteropern geschenkt: „Zar und Zimmermann“, „Die beiden Schützen“, „Der Waffenschmied“, „Undine“ und „Der Wildschütz“, und er hatte doch am Ende seines rastlosen Arbeitslebens kaum so viel erworben, um sich und seine Familie vor dem Hungertod zu schützen. Heute aber ist mit Ausnahme einiger überästhetischer Snobs das deutsche Volk stolz auf seinen Lortzing und die Ausführungszahl seiner Opern steht dicht hinter der der Wagneroper! Man hat erkannt, wie notwendig die Kost des melodienreichen, berben, munteren, wenn auch manchmal ein wenig spießbürgerlichen Lortzing im Speisejettel der deutschen Oper neben den schweren, scharf gewürzten Gerichten der Wahreuthischen pathetischen Heil- und Erlösungsdrömen für die gesunde geistige Verdauung des musikliebenden Publikums war und ist. Und so werden seit Generationen Wildschütz, Zar und der biedere Waffenschmied Hans Stadinger, jene prächtige Verförperung des fernig-deutschen, trinktrohen, harmlosen, arbeitsamen Bürgerlebens des Mittelalters, immer und immer wieder mit ungetrübter Freude angehört. Sie sind die Lieblinge der „kleinen Leute“ im musikalischen Theater geworden und Werke von schlichter Empfindung, die im Gemütsleben des Zuhörers gleiche Saiten zu berühren wissen. Seinen ersten durchschlagenden Erfolg errang der Leipziger Theaterapellmeister, Dichter, Sänger und Regisseur in einer Person 1897 im Leipziger Stadttheater mit seiner zehnten Oper: „Die beiden Schützen“. Der Enthusiasmus, mit dem diese Oper überall aufgenommen wurde, zeigte Lortzing, daß seine Wege und Ziele: Ergänzung der Weberschen romantisch-vollstimmlichen Musik ins Heiter-Vollstimmliche die rechten waren. Er fühlte nun auch, wie sein Biograph Wittmann erzählt, die Kraft in sich, der engherzigen neidischen Fachkritik die Stirn zu bieten und etwas Ganzes, Großes hinzustellen. Das war „Zar und Zimmermann“, der 1838 in Leipzig mit dem Komponisten in der Rolle des Peter Iwanow in Szene ging. Aber auch den Leipziguern galt der Prophet im Vaterlande nichts. Trotz vortrefflicher Befegung war der Erfolg dieser melodiestroyenden, unterhaltenden, feinkomischen Volksoper, die nunmehr ein halbes Jahrhundert auf den Spielplänen der deutschen Bühnen sich gehalten hat, ein sehr zweifelhafter, und erst der enthusiastische Jubel des Berliner Publikums konnte den Leipziger Spielbürgern, die allerdings zum Teil durch eine gehässige Kritik absichtlich irreführt waren, die Augen öffnen. Das Aufführungsrecht des Zaren verkaufte Lortzing für 30—40 Taler!

Eine Stufe höher auf der Leiter, die vom naiven Singspiel in Hans Sachscher Holzschmitt- und Fastnachtsschwankmanier einporführt zu dem feingeistigen deutschen Musikluftspiel der Cornelius und Wagner stehen, — wir übergehen hier Junker Flotow, den „deutschen Donizetti“, der in „Strabella“ seine verschwenderischen Naturgaben nur halb ausnützte — Nicolai und Gg. „Die Zählung der Widerspenstigen“ und „Die lustigen Weiber“ sind mit Verdis „Falstaff“ die schönsten, schöpferisch reichsten Shakespeareschen Opern der Literatur. Otto v. Nicolai, ein Königsberger Kind, Freund Zelters, Webers und Wagners, der erste künstlerische Organisator des Wiener Musiklebens, konnte 1849 den Schlußstrich unter die mit goldener deutschen Kunstfleiß, mit den edelsten Einfällen der heiteren Muse erfüllten Partitur seines Lebenswerkes legen. Geist, Schelmerei, Wig, Uebermut, alles in künstlerisch gebändigter Form, spiegelt sich in dieser klassischen deutschen Lustspieloper wider, die das Abbild echt Shakespearescher Lebensfreude wurde. In unergleichlicher Mischung vermählen sich hier der melodisch singhafte Stil der italienischen Opera buffa mit der charakterstrenden Tonmalerei der späteren deutschen Musikkomödie, deren nun rasch kommende höchste Blüte in Wagners Meisterjüngern (der zum Dank dafür seinem Hans Sachs eine Nicolaische Melodie in den Mund legt) Nicolai vorausahnt. Nicht Wochen nachdem im Opernhause zu Berlin, das den erfolgreichsten Komponisten zum Igl. preußischen Hofkapellmeister und Domchor-Direkten gemacht hatte, Frau Fritsch und Frau Reich ihre entzückenden Schelmenweisen zum erstenmal angestimmt hatten, starb Otto Nicolai im 39. Lebensjahre an Gehirnschlag, einer der vielen deutschen Tonmeister, denen ein kurzes Leben beschiedene war.

Einer der bedeutendsten Männer aus dem Weimarer Kreise der deutschen „Zukunftsmusiker“ (heute heißen sie Futuristen!) mit Franz Liszt als idealem Mittelpunkt war Peter Cornelius, der Mainzer. Aus seinem Medaillon, das Schwind geschaffen, leuchtet das verklärte Bild eines selbstlosen, bescheidenen, vollkommen idealistischen deutschen Künstlers von Begabung und Ernst. Eines deutschen Meisters so recht geschaffen, sich in demüthiger Hingabe von dem Stolz Richard Wagner erdrücken zu lassen. Wird einmal das Kapitel Wagner-Cornelius schonunglos im Licht objektiver Tatsachen enthüllt werden, so wird man erkennen, daß auch hier des großen Genies grandiose Selbstsucht Orgeln gefeiert hat, daß er auch hier ein Meister egoistischer Interessenpolitik war und sich um das künstlerische Fortkommen seiner treuesten Anhänger, soweit diese selbst Komponisten waren, den Teufel gekümmert hat. Und es war eben der nagende tiefe Lebensschmerz des edlen feinfühligten Mainzer Dichterkomponisten, daß seine Opern, die so ganz das praktische Ergebnis der Theorie vom Gesamtkunstwerk waren, vom Meister nur mit fäher Fremdblickheit behandelt, von den lieben Deutschen aber völlig ignoriert wurden. Erst im Jahre 1891, volle 17 Jahre nach Cornelius' ebenfalls frühem Tod, begannen sich seine Bühnenwerke all-

mählig Vahit zu brechen, hauptsächlich dank den Bemühungen der ihm befreundeten großen Dirigenten Levi und Mottl, sowie des Musikforschers Haffke. Nach reicher und glücklicher Betätigung auf dem Gebiet der musikalischen Lyrik — das neudeutsche Kunstlied verdankt Cornelius die herrlichen Schätze der „Braut- und Weisnachtslieder“ — wandte er sich der schwierigsten, weil umfassendsten, das ganze Leben in Tönen spiegelnden musikalischen Kunstform, der Oper zu. In Weimar noch schrieb Cornelius seine orientalische komische Oper: „Der Barbier von Bagdad“, ein mit leichter, glücklicher Hand gestaltetes Meisterwerk musikalischen Humors, in dem sich quellender Melodienreichtum, Innigkeit der Empfindung und scharfe Charakteristik zu reiner Harmonie verbinden. Der geschwätige greise Barbier Ali Abu Hassan, ein klassisches Gegenstück zu Rossinis Figaro, heute eine der festesten Säulen des deutschen musikalischen Lustspiels, fiel, wie so manches Meisterwerk der internationalen Oper, bei seinem ersten Aufstehen in Weimar kläglich durch! Mit vollster künstlerischer Hingabe dirigierte Liszt 1858 das Werk seines jungen Freundes, aber die Dingenstöße durch reaktionäre Leipziger Einflüsse (Schumann?) verstärkte Anti-Liszt-Clique in der Musikstadt lärmte und piffte so, daß der arme Barbier bald ausrafiert hatte. Liszt war über diesen unwürdigen Kunstskandal so empört, daß er keine Oper mehr dirigierte und Weimar verließ. W. M.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Das falsche „zu“. Ein entsetzlicher Massenangriff auf den Geist der deutschen Sprache ist im Werden. Seit ziemlich kurzer Zeit sagt der Berliner: „Ich habe dort auf dem Schranl meinen Zylinder zu stehen, ich hatte in jenem Augenblick zwei Münzen auf der Hand zu liegen“ usw. Vielleicht sagt man nun bald auch: „Sternidel behauptete, daß er irgendwo eine Frau zu sitzen habe.“ Das „zu“ ist in all diesen Fällen vollkommen falsch, und es verlegt jedes entwickelte Sprachgefühl. Das „zu“ in Verbindung mit dem Infinitiv, der Infinitiv des Zeit- oder Tätigkeitsworts, ist im Deutschen eigentlich nur in einem Fall anzutreffen und richtig zu gebrauchen. Auf Englisch heißt machen: to make (Sprich: tu mehl), schreiben: to write (Sprich: tu reihst) — aber wir sagen nur: machen, schreiben, lernen, rechnen. Nur wenn der Deutsche sagen will, daß er jemanden mit einer Tätigkeit beauftragt oder daß jemand zu einer Tätigkeit beauftragt oder verpflichtet sei, dann setzt er dem Wort, das diese Tätigkeit bezeichnet, das „zu“ vor. Also richtig wird man sagen: „Frei, Du hast jetzt in die Schule zu gehen; Else, Du hast jetzt Deine Aufgabe zu machen; Gerichtsbienner, die Angeklagten sind zu entlassen; der Präsident hat dem Angeklagten das letzte Wort zu gestatten; der Parteigenosse hat seine Parteipflicht zu erfüllen usw.“ Aber das zu ist falsch, wenn ich bloß die Tätigkeit oder Lage eines anderen oder einer Sache als vorhanden feststelle! Deshalb hat die Frau auf dem Ofen einen Topf Milch zu stehen. Der Verbaute erzählt, daß er zwei Mark auf der Hand liegen hatte, Sternidel behauptet, er habe irgendwo eine Frau zu sitzen. Alle Menschen, die die deutsche Sprache lieben, werden gebeten, den schenlichen „zu“-Anflug zu bekämpfen, sonst müßte man glauben, daß ihnen an der deutschen Sprache nichts liege.

Hauswirtschaft.

Joghurtzubereitung. Die großen gesundheitlichen Werte des Joghurts finden in Deutschland eine immer weitergehende Würdigung, und haben dem Joghurt eine gewisse Verühmtheit als Lebensverlängerer verliehen auf Grund der von Prof. Weiskitoff zuerst entdeckten tödlichen Wirkung der Joghurtbakterien auf die säurebildende und lebensvernichtende menschliche Darmfauna. Nach einer in diesem Zusammenhang allerdings nicht ganz einwandfreien Statistik weist das Heimatland des Joghurts, Bulgarien, mit seinen 4 Millionen Einwohnern zirka 3000—4000 Hundertjährige und Ueberhundertjährige auf, die sämtlich regelmäßige Joghurtesser sind, während in Deutschland mit seinen zirka 70 Millionen Einwohnern, wo der Joghurt bisher unbekannt war, nur etwa 70—80 Hundertjährige zu zählen sind, so daß bei uns auf eine Million Einwohner nur etwa ein Hundertjähriger kommt, im Gegensatz zu mehreren Tausend auf eine Million in Bulgarien. Wenn nun auch dem Joghurt nicht unbedingt allein das große Verdienst zuzuschreiben ist, da wir in Deutschland unter wesentlich anderen Lebensverhältnissen leben als in Bulgarien, so verdient der Joghurt trotzdem auch bei uns im Interesse unserer Volksgesundheit weite Verbreitung. Seine Zubereitung ist, wie kürzlich Herr Kazaloff (ein Bulgare) in einem Vortrage zeigte, überaus einfach unter den primitivsten Verhältnissen vorzunehmen und verursacht keinerlei Unkosten.

Zur Herstellung des Joghurts bedarf es, wie man bei uns noch vielfach annimmt, durchaus keiner besonderen Präparate, Tabletten, Pulver und ähnliches, die sich vielfach im Handel finden und durch ihre verhältnismäßige Kostspieligkeit verhindern, daß der Joghurt auch bei uns zu dem allgemein zugänglichen gesundheitsfördernden Volksnahrungsmittel wird wie in Bulgarien. Zur richtigen Herstellung des Joghurts — d. i. einer dicken, säuerlich schmeckenden, zu jeder

Jahreszeit herzufließenden Milch — bedarf es nur frischer abgelochter Kuh-, Ziegen- oder Eselmilch, in einer Temperatur von 40—50 Grad Celsius, oder, was in Ermangelung eines Thermometers noch einfacher ist, in einer Temperatur, die der hineingehaltene Finger gut verträgt. Dieser lauwarmen Milch wird auf etwa 1/2 Liter ein kleiner Eßlöffel vorhandenen fertigen Joghurts unter Rührchen zugefügt. Alsdann wird die Milch durch Bedecken mit Tüchern und Decken etwa 7—8 Stunden erwärmt gehalten, was auch an jeder beliebigen warmen Stelle geschehen kann, wie in einer mäßig erwärmten Fensterröhre oder in einer erwärmten Kochkiste oder ähnlichen. Der Joghurt ist hierauf dick und fertig. Je nach Geschmack kann man der warmen Milch auch etwas Salz, Zucker oder Butter zusetzen. Beim Verzehren hat man nur darauf zu achten, zur Weiterbereitung so viel wie nötig übrig zu lassen. Der fertige Joghurt hält sich 4—5 Tage frisch und zur Weiterbereitung geeignet. Fertigen Joghurt liefert jedes Milchgeschäft zum Beginn der Selbstherstellung. Nach Angabe des Herrn Kazaloff kann die erste Herstellung des Joghurts auch auf die allereinfachste, ursprünglich bulgarische Art geschehen, indem ein Stück reines Roggenbrot längere Zeit in die warme Milch gelegt wird. Hierdurch entsteht zunächst eine säuerliche, zähflüssige Milch, die durch etwa zwei- bis dreimalige Weiterbehandlung in der oben angeführten Weise zum festen, fertigen Joghurt führt.

Verkehrswesen.

Ein Seeschiffkanal zwischen der Wolga und dem Don soll binnen kurzem in Angriff genommen werden. Es handelt sich hier um einen schon längst gehegten Plan; bereits Sultan Soliman und nach ihm Peter der Große haben sich mit dieser Idee getragen. Der Ausführung dieses Planes stehen indes bedeutende Schwierigkeiten entgegen, worüber eine Mitteilung der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ (1913 Nr. 2) folgende bemerkenswerte Einzelheiten bringt. Die Länge des Kanals wird etwa 80 Kilometer sein, die Tiefe 3,20 Meter, genügend, um auch Fahrzeuge von über 3000 Tonnen durchzulassen. Er hat fast auf seiner ganzen Länge ein 85 Meter über der Wolga liegendes Plateau von hartem, schieferigem Ton zu ersteigen, das nahe der Wolga noch einen 126,40 Meter hohen wassercheidenden Rücken trägt. Die Wolga fließt im Kanalgebiet schon etwa 13 Meter unter dem Niveau des Schwarzen Meeres, und fällt noch weitere 13,8 Meter bis zur Einmündung in das Kaspische Meer, während der Don etwa 27 Meter über dem Schwarzen Meer liegt. In der Nähe des Kanals befinden sich keine größeren Wasserläufe, aus denen er gespeist werden könnte. Man wird also das zur Speisung nötige Wasser aus dem Don bis in die 44 Meter hoch liegende Scheitelhaltung hin aufpumpen müssen.

Der neue Kanal kann für das russische Wirtschaftsleben von weittragender Bedeutung werden. Der größte und wichtigste russische Fluß, die Wolga, die in das innere Kaspische Meer einmündet, durchzieht weite und ökonomisch bedeutende Gebiete des russischen Reiches. Für sie, die jetzt zumeist an der Desorganisation der Bauernwirtschaft leiden, kann die Schaffung der neuen billigen Abflaumöglichkeiten unter Umständen die wirtschaftliche Wiederbelebung bedeuten.

Astronomisches.

Das Wiedererwachen der Sonnenaktivität. Die Tätigkeit der Sonne unterliegt einem periodischen Wechsel, der sich im Verlauf von etwa 11 Jahren abspielt, obgleich es auch lange Perioden von etwa 30 Jahren gibt. Im Jahre 1912 ist sie auf ihren Tiefstand angelangt gewesen und scheint sich jetzt wieder zu heben. Diese Tatsache würde auch mit der Annahme der Sonnenfleckenperiode von 11 bis 12 Jahren übereinstimmen, da das letzte Höchstmaß der Sonnenaktivität im Jahre 1906 erreicht war. Damals war kein einziger Tag zu verzeichnen, an dem die Sonnenscheibe fleckenlos gewesen wäre, während sie im Jahre 1912 an 180 Tagen keine Flecken zeigte. Bemerkenswert ist der Umstand, daß die Häufigkeit der sogenannten Sonnensadeln in demselben Grade zunahm, wie die der Sonnenflecken abnahm. Das nächste Maximum der Sonnenaktivität würde etwa für das Jahr 1917 zu erwarten sein. Genau vorherbestimmen läßt sich das nicht, weil die Periode nicht immer genau die gleiche Länge besitzt, sondern nach den bisherigen Erfahrungen um 1 bis 2 Jahre verflürzt oder auch verlängert sein kann. Das letztemal zum Beispiel trat das Höchstmaß der Sonnenaktivität 2 Jahre später ein, als es erwartet wurde. Es ist deshalb von Wert, den Verlauf der Sonnenaktivität mit möglicher Genauigkeit zu verfolgen. Daß das Jahr 1912 ihren tiefsten Stand angezeigt hat, ist glücklicherweise zweifellos festgestellt worden. Mit dem Beginn des neuen Jahres haben sich auch die Merkmale einer gesteigerten Tätigkeit bereits eingestellt. Schon im Dezember tauchten mehrere Flecken in höheren Breiten auf und hielten im Januar an. Im Februar ist dann ein recht großer Sonnenfleck entdeckt worden, der ausgedehnt genug war, um mit einem guten Opernglas deutlich gesehen zu werden. Selbstverständlich muß ein solches Glas, ehe es auf die Sonne gerichtet wird, geschwärzt werden, oder man muß ein geschwärztes Glas davor halten. Uebrigens scheint es einem Gelehrten zu entsprechen, daß sich die Erneuerung der Sonnenaktivität zunächst in dem Auftreten von Flecken in größerem Abstand vom Sonnenäquator zeigt. Dann rücken diese allmählich in niedrigere Breiten und beschränken sich während des Maximums der Tätigkeit fast ausschließlich auf die Äquatorialzone.